

schen Formen des Rohmaterials und der Industrieprodukte, und in Gedanken spielte ich damit wie ein Kind; ich betrachtete das Material und versuchte, davon zu abstrahieren, etwas anderes darin zu sehen als das konkrete Teil vor meiner Nase. Ich sah Arterien statt Röhren, Schnecken statt Turbinen... und begann, diese inneren Bilder zum Leben zu erwecken, indem ich das Material verwendete, in dem ich sie gesehen hatte.

Zwar kann man einen Flötisten auch nicht wirklich fragen, warum er nicht Pianist ist – und trotzdem: Metall ist schwer und sperrig – warum arbeiten Sie ausgerechnet mit diesem Material?

Im Metall steckt Feuer, Wärme. Es bietet Widerstand. Die Metallbearbeitung läuft heute im Prinzip noch gleich archaisch ab wie in der Bronzezeit. Als ich im Schmelzwerk arbeitete, standen da zwar moderne Produktionsanlagen herum, doch in der Luft hingen derselbe Rauch, derselbe Schwefelgeruch. Es heisst, Holz sei warm und Metall kalt – das stimmt überhaupt nicht. Im Metall steckt die Hitze und Energie des Feuers, und das fasziniert mich.

Sie verwenden für ihre Werke ausgemusterte Schiffsschrauben, Waschmaschinentrommeln, Rohre und sonst allerlei Industrieabfall – ein Hauch von Recyclinghof weht durch Ihr Materiallager. Was hat es damit für eine Bewandnis?

Das hat mit meinem Werdegang zu tun. Als Kunstschmied arbeitete ich in einem untergehenden Gewerbe. Später dann, in der Industrie, schaute ich mir beispielsweise eine Turbine an und sah, wie das vordergründig zweckorientierte Design einer solchen Maschine genaunommen der Natur abgeschaut war – und das inspirierte mich. Mit solchen Gegenständen, die eine Geschichte haben, lassen sich neue Geschichten erzählen. Zum Beispiel die Geschichte vom Aufstieg und Niedergang der Industrie; die interessiert mich auch als Arbeiter und Gewerkschafter, als grundsätzlich politischer Mensch.

Kunst und Politik – diese Beziehung dürfte kaum einfacher sein als jene zwischen Kunst und Kommerz.

Kunst ist unter anderem zuständig für Kommunikation: Kunst kann ich schön finden oder hässlich, beruhigend oder erlabend, sie kann mich aufregen oder nachdenklich stimmen. In jedem Fall aber kommt es zu einem Austausch. Die Verbindung zur Politik ergibt sich für mich durch die Wahl von Material, das die Geschichte der Industrialisierung und der damit verbundenen Produktionsbedingungen erzählt, und durch das Misstrauen gegenüber der Reduktion von Kunstwerken auf ihren Marktwert und ihre ökonomische Verwertbarkeit. Denn nur was ökonomisch verwertbar ist, kann auch zum Machtinstrument werden.



Der Künstler Beat Schmid in seinem Atelier im Kreis 4, das früher eine Schlosserei war.

Wie die Abfallverbrennungsanlagen und Recyclinghöfe an den Stadtrand, werden Menschen mit schlechten Karten an den Rand unserer Konsumgesellschaft gedrängt. Sie haben als Künstler mit ersteren, als soziokultureller Animator mit letzteren zu tun. Zufall?

Da gibt es sicher einen Zusammenhang. Wenn ich aus dem, was andere achtlos wegwerfen, etwas Neues erschaffe, dann rette ich es nicht nur in die Gegenwart. Die Kunst besteht auch darin, den Wert des vermeintlich Wertlosen zu erkennen und ihm Sorge zu tragen. Es ist eine Frage des Respekts. Respekt aber sollte meiner Meinung nach auch das Zusammenleben in der Gesellschaft prägen: Es geht nicht an, dass Menschen als «minderwertig» bezeichnet und an den Rand gedrängt werden. Dagegen stelle ich mich in meiner Arbeit als soziokultureller Animator.

Auch unbekannte KünstlerInnen leben am Rand der Gesellschaft – oder wie sehen Sie das?

Zentral ist auch hier die Frage nach dem ökonomischen Aspekt: Was die KünstlerInnen am ehesten an den Rand drängt, sind die Produktionsbedingungen. Ein Atelier zu mieten, kostet Geld, das Material kostet Geld, und um dieses Geld zu verdienen, muss man Zeit einsetzen, die einem dann für die künstlerische Arbeit fehlt.

Es gibt aber doch Stipendien für KünstlerInnen.

Auch um an solche heranzukommen, muss man erst die ökonomische Verwertbarkeit seiner Werke unter Beweis stellen. Das leuchtet auf einer Ebene zwar ein, denn kreative Menschen gibt es viele, und jemand muss schliesslich selektionieren und sich dabei nach überprüfbaren Kriterien richten. Andererseits wäre es eine grosse Hilfe für KünstlerInnen, Fotografinnen, MusikerInnen, wenn es in dieser Stadt mehr bezahlbare Räume gäbe. Das würde etwas vom Druck wegnehmen, zuerst dem Geld nachrennen zu müssen und erst in zweiter Linie kreativ tätig sein zu können.

Sie haben jedenfalls ein schönes Atelier...

Ja, ich hatte das Glück, eine ehemalige Schlosserei übernehmen zu können. Allerdings ist das Hinterhof-Haus nicht isoliert und hat keine Heizung, und den Innenausbau konnte ich mir nur leisten, weil ich alle Arbeiten selbst ausgeführt habe.

Dann sollte die Stadt also Ateliers zur Verfügung stellen?

Ich denke nicht, dass die Stadt genügend Häuser besitzt, in denen sich Ateliers einrichten liessen. In den «Strategien 2025», welche die Stadt kürzlich veröffentlicht hat, ist zudem nirgends direkt von Kunst die Rede, dafür von der «Kreativwirtschaft», die «alle kulturbezogenen Wirtschaftszweige umfasst» – wieder einmal steht das Ökonomische im Vordergrund. Initiativen wie der Langstrassenkredit, der dem Kleingewerbe im Kreis 4 zugute kommt und auch für Mietzinsreduktionen verwendet werden soll, tönen da schon eher interessant.

Glauben Sie, dass sich diese Idee so anpassen liesse, dass es KünstlerInnen etwas bringt?

Ich kann mir vorstellen, dass beispielsweise leer stehende Büroräume zumindest für MalerInnen oder Fotografinnen, deren Arbeit als 'stilles Gewerbe' durchgeht, geeignet wären. Die Privatpersonen und Firmen, denen solche Räume gehören, haben aber kaum ein Interesse daran, diese billig an KünstlerInnen zu vermieten.

Hier könnte doch die Stadt ansetzen, zwischen VermieterInnen und KünstlerInnen vermitteln – oder noch besser den VermieterInnen eine Risikogarantie gewähren. Das sollte mit relativ geringem finanziellem und personellem Aufwand möglich sein; den KünstlerInnen aber brächte es viel.

Einen Einblick in Beat Schmid's Atelier bietet seine Website: www.werkplatz-galerie.ch